

(Nachdruck verboten.)

47]

Die flucht.

Von K. Baghnowski.

Der Isprawnik ließ kein Auge von ihm.

„Und ganz sicher werden Sie befördert werden, eine Belohnung, möglicherweise sogar einen Orden bekommen. Um eins aber muß ich Sie bitten: Haben Sie die Güte, das alles erst nach meiner Abreise auszuführen.“

„Wie, Sie verlassen Dschurdtschnj?“ rief der Adjunkt, sein Erstaunen nur mühsam unterdrückend.

„Ja, ich verlasse es, und zwar sehr bald. Ich bin um die vakante gewordene Stelle eines Isprawnik in Wilujsk eingekommen.“

„Es ist schade, sehr schade, daß Sie uns verlassen.“

„Ja, ich verlasse Sie und wünsche Ihnen allen möglichen Erfolg.“

Der Adjunkt verneigte sich, drückte dem Vorgesetzten mit Wärme die Hand und ging freudestrahlend von dannen. Aber seine gehobene Stimmung war nur zu bald verslogen. Ehe er seine Wohnung erreicht hatte, nagte der Wurm des Verdachts wieder an seinem Herzen, denn er meinte, den Sieg zu schnell und zu leicht erringen zu haben.

18.

Die Verbannten glaubten, der Winter habe es auf sie abgesehen und würde nie ein Ende nehmen. Kaum hatte die Sonne die Erde ein wenig erwärmt und ihr weißes Leichentuch gelockert, als auch ein kalter Wind wieder graue Wolkenzüge von Norden hertrieb, Scharen von Schneeflocken daraus schüttelte und die Nigen und schadhafte Flecken, die infolge der Wärme entstanden waren, mit dem weißen Flaum zusetzte, zuwehte und ausbeseuerte. Wieder wurden die Wälder weiß, das Eis glatt und fest, wieder verstummte jeder Laut, hörte jede Bewegung auf. Nur der durch Mark und Bein dringende Wind spielte den Wirt, heulte, wirbelte hierhin und dorthin und durchsuchte die grane, bleierne Unendlichkeit nach dem frühlingstjungen Feind, um ihn zu verjagen. Und wenn er alles vernichtet, geebnet und mit seinem Hauche getötet hatte, dann streckte er sich auf den beiseiten Wäldern aus, die kalt waren, wie er selbst, und schlummerte ein. Und wieder erschien dann die Sonne am nebligen Horizont. Von ihren Strahlen durchwärmt, stiegen die Wolken, von der Schneelast befreit, in die blaue Luft und zerrannen darin, oder flohen mit den höher ziehenden Luftströmen bis an die Grenzen der Erde, um auf den himmelanstrebenden Höhen spurlos zu zertröpfen. Und wieder umfluteten goldene Sonnenstrahlen die Erde, drangen in die felsumstandenen Täler, siderten in das innerste Mark der schlummernden Forsten, klagten die abschüssigen Bergwände, und klopfen an die braune Rinde der Bäume, um ihre erstarre Seele zu wecken. Und überall eilte ihnen, als wollte er ihr Kundschafter sein, ein feuchter, sanfter Wind voran, hauchte den erstarrten Schnee zärtlich, wie eine liebende Mutter, von den Baumzweigen, färbte ihre blauen Winterschatten mit einem warmen Braun und ließ die regungslosen Leise erzittern. Mit jedem Tage fühlte man den in der Luft schwebenden Frühling näher kommen. Die Erde, die ihn so sehnsüchtig erwartete, schmückte den körnig gewordenen Schnee, die feuchten Ränder des Eises „ihm zu Ehren“ mit schillernden Funken, lockte ihn mit dem Glanz der demantnen Tropfen, die von jedem Abhang träufelten, sandte ihm den harzigen Duft des ersten Nussenzens der Wälder entgegen und versuchte ihn mit dem leisen Gemurmel des stellenweise schon schichtern rieselnden Wassers anzurufen. Aber immer wieder verschleucht, kam der Frühling nur langsam und mißtrauisch näher, als horchte er, ob sich nicht wieder das Heulen eisiger Stürme melde, ob sie seine duftigen, lichtdurchtränkten Schleier nicht wieder zerreißen wollten.

Die Eingeborenen prophezeiten einen „wasserreichen“ Frühling.

„Vorzüglich, das würde uns gerade passen!“ sagten die Verbannten, indem sie vergnügt die Hände rieben. Die Verhältnisse waren ihnen äußerst günstig. Die Sonne war eifrig am Werk. Der aufgeweichte Schnee senkte sich, auf Seen und

Flüssen bildeten sich in den Vertiefungen bläuliche Lachen, der Weg wurde löcherig und schlecht.

Der Isprawnik, den sein Nachfolger lange auf sich warten ließ, und dem eine Reise zu Pferde über Sümpfe und überwässerte Wege drohte, wenn er noch länger zögerte, übergab dem Adjunkten die Bezirksverwaltung und verließ die Stadt von der Frau Doktor begleitet, die ein wenig traurig, ein wenig bleich, aber schöner aussah denn je.

In seinen Hoffnungen bitter geläuscht, war der Adjunkt, der nun doch nicht Isprawnik werden sollte, ganz apathisch geworden; die vorgeschriebene Zeit brachte er gewissenhaft im Polizeiamte zu, aber außerhalb seiner Dienststunden schlief er nur oder spielte Karten. Auch die Kosaken spielten gern Karten, versahen ihren Dienst aber nur ungern oder benutzten das Interregnum gar dazu, ihrem Dienst überhaupt nicht nachzugehen. Sie waren hauptsächlich in Tas' Schenke oder in der Spielhölle beim Seltuchin zu finden.

Die Verbannten hätten die halbe Stadt fortzuschleppen können. Und da sie bedeutend weniger fortzubringen hatten, gelang es ihnen vorzüglich. Sie ließen mir kleine, leichte Sachen in Dschurdtschnj zurück: das Geschirr, ihre Betten und Kleider, die ihnen noch nötig und leicht zu transportieren waren.

Als der neue Isprawnik endlich in Dschurdtschnj anlangte, war das Leben der Verbannten dem Anscheine nach lokaler, als es je gewesen. Verschwunden waren die Rauchsäulen, die die rechtgläubigen Dschurdtschnjer Patrioten in der Nacht geschreckt hatten, verschwunden die „unbegreiflich geformten“ Kasten. Krassuski in seiner Werkstatt verfertigte nur noch alltägliche Sachen zu alltäglichem Gebrauch. Die Verbannten standen gleichzeitig mit den gewöhnlichen Sterblichen auf und gingen zu derselben Stunde zu Bett. Und daß sie jetzt mit der Anfertigung von Kleidern und Hemden alle Hände voll zu tun hatten, war bei dem traurigen Zustande ihrer Garderobe nicht zu verwundern.

Der neue Isprawnik hatte ein ganzes Gefolge mitgebracht: seine Frau, seine Mutter, einen Diener und einen Better seiner Frau, der sofort das wichtige Amt eines Polizeischreibers bekam. Er war ein lustiger, junger Mann mit blauen Augen, geschitteltem Haar, mit einem phantastisch geschlungenen Seltuch statt der Krawatte und einem kleinen keck gedrehten Sämmerrbart unter der Nase. An der Uhrkette trug er Perlendes, an den Fingern große Siegelringe; er spielte auch ein wenig Geige, sang ein wenig, ließ sich zu einem Gläschen nicht allzu sehr zureden, war aber auch nicht aufdringlich, und spielte Karten, gewann aber nie und verlor auch nichts. Bald hatte er jedem etwas Liebenswertes gesagt oder einen kleinen Dienst erwiesen, und die ganze Stadt war entzückt von ihm.

„Hö! hö! der wird's weit bringen! Ein vielversprechender, talentvoller junger Mann!“ so urteilte Vater Akafij.

Kosloff machte kein Hehl daraus, daß er ihm gern seine Tochter, die schöne Mahjatara, zum Weibe geben würde. Nach mehreren gemeinsam geleerten Flaschen erklärte ihm Denisoff offenerherzig, indem er ihn vertraulich auf die Schulter klopfte:

„Ich kann Dich gut leiden, Du Säufst, fast so gut wie einen Amerikaner, ich ahne zwar, daß mir die Lehrersfrau Demetwegen den Lauspaß gegeben hat. Aber, was kann der Mensch nicht alles dem Freunde zuliebe ertragen; hol' Dich der Teufel, gib mir einen Schmatz!“

Der Adjunkt war der einzige, der die Ankömmlinge scheidend ansah; er ging nicht mehr in Gesellschaft, schloß sich in seinen vier Wänden ein und bat Krassuski, ihm Mineralogiestunden zu geben.

„Ich habe jetzt andere Pläne. Statt die Zeit mit unnützem Geschwätz und sinnlosem Trinken zu vergeuden und den Sakai zu spielen, will ich meine Talente den Wissenschaften widmen und Bergwerksisprawnik in den Goldgruben werden. Dort kann man viel Gutes stiften, indem man sich der armen Arbeiter annimmt und sie vor der Ausbeutung der grausamen Reichen schützt.“ schüttelte er Krassuski sein Herz aus.

Dieser billigte sein Vorhaben, schlug ihm jedoch seine Bitte ab, indem er Mangel an Zeit vorschützte. Er riet ihm, die Stunden auf den Winter zu verschieben, steckte aber dem erbitterten Misanthropen hinterlistig ein altes Lehrbuch der Kristallographie zu und schenkte ihm eine Handvoll Mineralien

nebst einem noch nicht „bölig verdorbenen“ Polarisationsapparat.

Der Adjunkt war überglücklich; in der Stadt verbreitete sich das Gerücht, er würde bald fortgehen, da er zum Bergwerksinspizor ernannt worden sei; diese Nachricht war übrigens nicht dazu angetan, sein immer mehr sinkendes Ansehen in Dschurdshan zu erhöhen, da die Goldgruben weit entfernt waren und außer ihm niemand die Absicht hatte, dorthin zu ziehen. Im Gegenteil, der Inspizor betrachtete seine Stelle schon als vakant und bestimmte den Vetter zu seinem Nachfolger — ein Plan, der anscheinend von der ganzen Stadt gebilligt wurde.

Die Welt ist immer und überall gleich undankbar. Als hätte ihn das lange Warten ungeduldig gemacht, kam der Frühling endlich mit unwiderstehlicher Gewalt ins Land. Die schwarzgewordene, lästige Schneedecke wurde von seinem heißen Atem in Felsen geschmolzen und hinweggefegt. Das gestern noch schmutzig weiße, häßliche Tal enthüllte plötzlich sein frühlingsfrisches, von winterlichen, schneebedeckten Bergen umkränzt Gesicht, seinen feuchtglänzenden, warmen Nebel atmenden Busen. Es sah aus wie ein junges Zigeunermädchen, das vom tauriefenden Morgen im vergilbten Gras auf seinem Lager von dünnen Herbstblättern und rostfarbenen Tannennadeln überrastet worden ist. Das Dickicht der dunklen Wälder umwallte seine Glieder wie üppiges Haar, und überall blitzten und rauschten lebendige, rieselnde Bäche, silbernen Schaumünzen gleich, die auf der tiefatmenden Brust leise klirren. Und über dem Tal, hoch in der blauen Luft, zogen Scharen, Schwärme und Haufen von Zugvögeln vorüber. Für die Verbannten waren wieder Tage voll fieberhafter Arbeit und bebender Unruhe angebrochen.

Sie begaben sich alle an den Fluß, wo Boronin und Samuel Kohlen brennen sollten, die sie zum Brennmaterial bestimmten, da ihre Mittel nicht ausreichend waren, Spiritus in genügender Menge mitzunehmen.

Die anderen waren mit dem Boote beschäftigt, indem sie alles vorbereiteten, was zu einem schnellen Zusammenfügen desselben nötig war. Sie hatten beschlossen, es mit dem ersten Strachen der auf dem Fluße bestehenden Eisdücke zu vernieten und zusammenzufügen. Wann dieser Augenblick eintreten würde, war niemand imstande vorherzusehen. Er konnte in ein, zwei Tagen da sein, aber auch noch wochenlang auf sich warten lassen. Der Fluß schlief seinen Winterschlaf in der tiefen Schlucht unter dem klastriden Kristallpanzer weiter. Zwar ließ der Frühling, der oberhalb sein Wesen trieb, ununterbrochen Wasserfaskaden auf sein Bett hinabstürzen, zwar hatten diese Wasser schon den schützenden Schnee von seiner bläulichen Decke gespült, zwar bohrte die Sonne unzählige Löcher hinein, und die geschäftigen Bäche, die an den Ufern entlang flossen, hatten schon tiefe Höhlungen ins Eis gewühlt, aber immer noch konnte man ungefährdet über die Winterbrücke gehen, und die Verbannten verfolgten jede Gestalt, die sich auf dieser Brücke sehen ließ, mit ängstlichen Blicken.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Durchgefallen.

Von Herm. Heijermans jun. Deutsch von E. Otten.

Die wartenden Pferde trampelten mit den Hufen.

„Also los denn,“ sagte Gent, „dreiviertel Zwei — wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Und Johann, ebenso ungeduldig, ebenso feierlich gekleidet, trommelte auf dem Tisch herum.

„Nein — ich habe nicht so recht den Mut,“ erwiderte Jakob a zögernd.

„Du hast nicht den Mut,“ spottete der Vater, „bist Du denn noch einen Augenblick im Zweifel?“

„Komm,“ sagte die Mutter aufmunternd, „setz Du mir ruhig Deinen Hut auf — ich finde wirklich, es ist eine sehr nette Ueber raschung.“

„Lieber nicht,“ beharrte sie, beinahe ängstlich, „denke doch nur, wenn er jetzt zum viertennmal . . .“

Sämtliche Stimmen zugleich bekämpften ihr Zögern. Der Vater rief laut „ho ho“ — die Mutter zuckte die Achseln. Gent und Johann schrien wütend, daß sie verrückt sei, daß es nichts hülfte, daß sie sich so „ansstellte“, daß es jetzt so sicher sei wie zweimal zwei vier . . .

„Jungens,“ meinte sie verlegen, „geht Ihr nur allein, dann bed ich den Tisch ab — denn . . . denn . . . das ist doch viel gemü tlicher für Eidi.“

„Ach, was bist Du doch für ein nervöses Geschöpf!“ sagte der Vater, „ich möchte Dich mal vor was Schlimmerem sehen . . .“

„Dann also nicht,“ sagte Johann ärgerlich, „bist Du fertig Gent?“

Die Treppe knarrte unter ihren Schritten, die Tür fiel ins Schloß, und in der Stille der kleinen Straße ward das harte Rollen der Räder hörbar.

Der Vater saß am Fenster und blickte den Jungens nach.

Jakoba deckte auf. Sonst frühstückten sie um halb Eins.

Heute würden sie nicht daran gedacht haben.

„Noch ein halbes Stündchen,“ sagte die Mutter, die unruhig in ihrem Lehnstuhl saß. Durch den kleinen „Spion“ übersah sie die ganze Straße. Der Wagen rollte um die Ecke.

„So mach' doch ein anderes Gesicht,“ brummte der Vater, sich plötzlich umwendend, „Du bringst uns alle aus der Stimmung.“

„Ja, Papa,“ antwortete sie halb verlegen.

„Ja, Papa, ja, Papa,“ wiederholte er ärgerlich — wenn er nicht zur rechten Zeit ah und trank, war er von einer unausprechlichen Reizbarkeit —, und es war jetzt schon anderthalb Stunden über die Zeit. „Wir haben Dich ja zu nichts verpflichtet. . .“

„Na, na,“ sagte die Mutter beschwichtigend, da sie eine Weinszene befürchtete, „stell' die Blumen auf den Tisch, Koba. . .“

Schweigend ging Koba zur Tür hinaus und ins Studier zimmer. Schärmer hingen die Vorhänge vor den Fenstern und hüllten den Raum in ein unfreundliches Halbdunkel. Alles sah traurig aus, wehmütig.

Nur der Schreibtisch mit seinen Blumen, mit seinen Rosen und seinen Alpenveilchen belebte die freundliche Dämmerung.

Vor der Fensterbank kauerte sie sich auf einen Schemel nieder, und blickte auf zwei Päckchen, die zwischen den Blumen lagen, ein hohes und ein flaches.

Die Mutter schreckte sie auf.

„Schst Du Dich nun hierher, Koba? . . .“

„Nur einen Augenblick, Mama. . .“

„Hast Du die Blumen?“

„Ja, Mama.“

Lächelnd ergriff die alte Dame die Päckchen und öffnete sie.

In dem einen war eine Schachtel mit Visitenkarten: „Dr. Ebi Ding, prakt. Arzt“, in dem anderen ein Namensschild aus Messing und in zierlichen Buchstaben eingraviert: „Dr. Ebi Ding, prakt. Arzt“. Beinahe mit einer Liebkosung packte die alte Frau die Sachen wieder ein.

„Ach, wenn er doch diesmal nur durchläme!“ sagte sie seufzend.

„Wenn,“ wiederholte Koba, und weinte plötzlich in ein kindisches Weinen.

„Wenn?!“ sagte die Mutter mit verwunderter Stimme.

„Er war so still heute morgen,“ schluchzte Koba, froh, mal einen Augenblick weinen zu können, nun, da der Schwiegervater nicht dabei war.

„Er war nicht still,“ fuhr die alte Frau auf, und plötzlich mit zorniger Behauptung, denn auch ihr sah die Sache quer: „Hör mal, Koba, Du mußt Dich nicht so dumm anstellen, Ihr habt's gewollt, wir wollten's nicht, nein, wir wollten's nicht.“

Und selbst halb krank vor lauter Nervosität, die ihre Stimme barscher erklingen ließ als es ihre Absicht war, ratlos gegenüber der still vor sich hinschluchzenden jungen Frau, verließ sie das Studier zimmer, das große dunstige öde Studierzimmer.

Dumpf vor sich hinbrütend, saß Koba da und dachte an alles, was vorhergegangen war, an das Leben, in dem sie so bitter miteinander gekämpft, weil alles mißglückte.

Vor drei Jahren hatte sie Ebi geheiratet. Seine Eltern wollten's nicht. Ein Junge, der mit knapper Not cand. med. geworden war, weil er mehr ausging und leichtsinniger lebte, als ihm dienlich war, mußte nicht ans Heiraten denken, bevor er seine Examina bestanden.

Aber gegen seine hartnäckige Verliebtheit war nichts zu machen. Er hatte Koba auf einem Studentenball kennen gelernt. So war bildschön, und so war arm. . .

Wie sehr sein Vater auch rätionierte, wie sehr seine Mutter auch bat und flehte: er wollte heiraten. Wenn sie ihre Zustimmung nicht erteilten — Geld genug war da, deswegen brauchten sie es nicht zu lassen — so würde er sein Studium aufgeben, ganz einfach, und trotzdem heiraten; denn er sei majorem und würde schon versuchen, sich als Kaufmann sein Brot zu verdienen. Wenn sie ja sagten, würde er sich tot arbeiten, um die verlorene Zeit wieder einzuholen.

Dann endlich sagten Vater und Mutter, die ihren ältesten Sohn leidenschaftlich liebten: Ja. — Aber unter einer Bedingung: Ebi und Koba sollten in ihrem Hause wohnen. Dann kostete es nicht gar so viel. Dann bliebe man dennoch beieinander, und so würde alles aufs beste geordnet sein.

Und wahrhaftig, sie hatten sich nicht zu beklagen. Der verwöhnte, verdorbene, verzärtelte Ebi wurde in seiner Ehe wie ein süßsames Lamm, arbeitete fleißig und kam rasch vorwärts. So hatte Einfluß auf ihn, einen sanften Einfluß, über den seine Eltern erstaunt waren. Aber so, wie lieb und sanft und anregend sie auch sein mochte, konnte die Examensprüfung nicht übernehmen, und es kostete Ebi, der acht Jahre seines Studentenlebens verbummelt hatte, unendliche Mühe, sein Denken wieder zu trainieren. Das Studium ist wie ein Sport: ungebrauchtes Gehirn und ungebrauchte Muskeln schlafen langsam ein. So daß

er das erste Mal durch sein Doktorexamen fiel, so gründlich durchfiel, daß er es zu Hause keinem Menschen, nicht einmal seiner Frau zu erzählen wagte. Die Professoren könnten ihn nicht leiden, sagte er.

Ein Jahr später ging er wiederum ins Examen, nachdem er angestrengt gearbeitet hatte. Und von neuem kam er nach Hause, deprimiert, außer sich, mehr noch, weil er es seinen Eltern und seiner Frau sagen mußte, als wegen der Tatsache selber. Wie entsetzlich, wenn man in den Augen seiner eigenen Frau den Respekt verliert, wenn sie anfängt einen mitleidig anzusehen, wenn sie kein Vertrauen mehr hat! . . .

Koba war lieb und sanft geblieben. Er war doch trotz alledem ihr tüchtiger, fleißiger, intelligenter Eidi, und wenn auch sämtliche Professoren das Gegenteil behaupteten, so würde sie es doch nicht glauben. Mit der Familie aber war es etwas anderes: das Verhältnis wurde gespannt.

Zweimal durchgefallen! Zweimal! Vater sagte nichts, Mutter sagte nichts. Sie grollten. Das kam davon, wenn man die Dummheit machte, als Student zu heiraten, bevor man sich als Arzt niedergelassen. Wer hatte ihn gewarnt? Wer hatte das alles kommen lassen? . . .

Wenn Eidi dabei war, schwiegen sie, seinen Zorn fürchtend; aber sobald er ausgegangen, ins Krankenhaus, oder zu seinen Stunden bei einem Privatdozenten, bekam die junge Frau die ganze Ladung der Nadelstiche und der verfederten giftigen Bemerkungen.

Kein Tag ging vorüber, ohne daß sie es zu hören bekam, wie unfruchtig es sei, auf solche Art zu heiraten, auf solche Art! . . . Jetzt müsse sie es doch selber einsehen. Jetzt könne sie es erleben, wie angenehm es sei, von anderen abhängig zu sein.

Die Sache wurde noch bedenkllicher, als die Professoren zum drittenmal wohl zufriedener waren, ihn aber trotzdem ersuchten, nach Weihnachten noch einmal sich zu melden. Halb verzweifelt war er nach Hause gekommen, hatte geweint, als er mit Koba allein war, und auf die Professoren geschickt, die etwas gegen ihn haben müßten! Denn einen anderen Grund gäbe es einfach nicht.

Nach diesem Examen wurde die Feindschaft zwischen ihm und den Eltern immer offenkundiger. O, wie schön würde es sein, ein eigenes Häuschen zu haben, nicht täglich beobachtet zu werden, nicht länger unter den langweiligen gemeinschaftlichen Mahlzeiten und der ewigen Abhängigkeit leiden zu müssen!

Heute war Eidi fort, um sich nach dem Resultat des . . . vierten Males zu erkundigen. Gent und Johann hatten, des Sieges gewiß, einen Wagen bestellt, um ihn abzuholen, Vater und Mutter und Koba hatten Blumen besorgt, und die alten Päckchen lagen da und warteten: das Päckchen mit den Visitenkarten Dr. Eidi Wing, prakt. Arzt, das schon beim ersten Examen in Vereitfchaft gehalten und hastig versteckt worden war, nachdem er durchgefallen, und das Päckchen mit dem Messingbild, Dr. Eidi Wing, prakt. Arzt, das auch schon das erste Mal gekauft worden, und das jedesmal unter Tränen und Seufzern und Grollen wieder weggelegt und, wenn er traurig und wütend zurückkam, mit Del eingerieben wurde, damit es nicht rostig würde. Die Visitenkarten waren von Koba — das seine Namensschild mit den scharfen edigen Buchstaben von Vater und Mutter. Die kleinen Schrauben lagen schon daneben, damit es sofort angebracht werden könnte. Mit dem Schild kam die Selbstständigkeit, ohne das Schild war es in jeder Beziehung eine halbe Sache.

Sie hatte wohl schon eine Viertelstunde so dageessen, den Kopf in die Hände vergraben, und hatte nicht den Mut, auf das Rollen des Wagens zu hören, der ihn nach Hause bringen würde. Da, wo sie saß, konnte sie alles hören, was auf der Straße vorging. Bei dem leisesten Geräusch schrak sie empor.

Die Tür wurde geöffnet und der Kopf des guten alten Dienstmädchens, das über alles orientiert war, ward sichtbar.

„Ist der Herr noch nicht da?“

„Nein, noch nicht . . .“

„Gnädige Frau, ich habe auch Blumen . . .“

„Ich danke Ihnen, Saar . . .“

Die Tür ward wieder geschlossen, und wieder war ihr Leben von eintöniger Stille umfungen, ihr Leben, das kein Weltall kannte und keine Welt und keine Geschehnisse, sondern einzig und allein das entsetzliche, drohende, verzweiflungsvolle Examen.

Jetzt hörte sie Schritte, schleichende Schritte, und sie hörte eine Tür knarren . . . und dann war's wieder still, unheimlich still. Wer war hinaufgegangen? Wer? — ohne zu klingeln? . . .

Leich und unbeweglich saß sie da, als die Tür aufgestoßen wurde.

Er war's nicht.

Der Schwiegervater stürmte herein. Die entsetzliche Nachricht stand ihm auf den Zügen geschrieben. Sie brauchte nicht zu fragen. Er sagte sogleich ohne Umschweife: „Durchgefallen!“

„O, o,“ wimmerte Koba.

Wütend rampte er hin und her.

„Wo ist Eidi?“ fragte sie leise.

„Eidi, Eidi?“ schrie er; vorne, er hat nicht den Mut, es Dir selbst zu sagen, der Esel, der mißglückte Doktor!“

Ihre Tränen zurückdrängend, starr vor Entsetzen, nahm sie das Päckchen mit den Visitenkarten, steckte es in die Tasche und schlang mit leicht bebender Hand den alten Bindfaden um das Namensschild: Dr. Eidi Wing, prakt. Arzt.“

„Schmeiß den Kraut doch ins Feuer“, brummte der alte Herr; „erst acht Jahre hummeln — dann eine Frau, die ihn bei der Arbeit stört.“

Sie antwortete nicht, blickte traurig auf die Rosen, auf die Alpenveilchen, und schlich sich ins Vorderzimmer, wo die Mutter und Eidi bedrückt beisammen saßen.

„Lieber, guter Eidi — ich mache mir nichts daraus — wirklich gar nichts,“ sagte sie, während sie seinen gebeugten bleichen Kopf, der nicht mehr aus Studieren gewöhnt war, in ihre beiden Hände nahm.

Der Wagen, in dem Gent und Johann feierlich gekleidet saßen, hielt vor der Tür. —

Kleines feuilleton.

— Ein ergötzliches Stückchen läßt der „Esarat. List.“ einen Kosaken erzählen: Glaube nur nicht, Varin, was dir der Dudakow erzählt; er stammt ja aus dem Dorfe Keleborwa, dessen Bewohner samt und sonders als „Aufschneider“ bekannt sind. Er lügt wie alle Keleborwaer, und darum will ich dir die Geschichte wahrheitsgetreu erzählen. Also: Wir befanden uns mit der ganzen Division auf dem Rückzuge von Saimaisi. Nachdem wir einen Tagesmarsch gemacht hatten, lösten wir uns in kleinere Abteilungen auf. Dudakow, Panas und ich wurden zu einer kleinen Rekonnozierungsabkommandiert. Die Sonne begann bereits unterzugehen, als wir Halt machten und uns, so gut es ging, befestigten. Rings um uns duftete und blühte es. Die Landschaft ist schön. Ehe wir uns zur Ruhe niederlegten, wollten wir in einem kleinen Flüsschen, das etwa 200 Schritt an uns vorbeifloß, ein Bad nehmen. Wir Rechtgläubigen können ja ohne ein Bad nicht auskommen. Wie wir einige Schritte gegangen sind, bemerkten wir ungefähr zwölf schlafgähige Gelbhäute. Der Böse weiß, wo die verfluchten Hallunken herkommen, wie aus der Erde gestampft waren sie plötzlich da. Wahr ist es, die Gelbhäute sind nicht die schlechtesten Soldaten, so schlau sind sie und gerieben. Angst hatten wir gerade nicht, als wir den überlegenen Feind erblickten, aber etwas ungemütlich wurde es uns doch, doppelt ungemütlich, als der Feind in scharfem Trabe direkt auf uns zusprengte. Was war zu machen? Unsere Gewehre und Bajonette hatten wir auf dem Lagerplatze zurückgelassen. Es half nichts, wir mußten die Gelbhäute zu überlisten suchen. Als die Japaner für kurze Zeit in einer Schlucht verschwanden, versteckten wir uns. Panas kletterte auf einen in der Nachbarschaft wachsenden großen Baum und verschwand in dem dichten Gezweige; ich kroch in einen großen Strauch und Dudakow lief zu dem Flußufer und drückte sich an das Gerölle so gewandt, daß er kaum bemerkt werden konnte. Kaum hatten wir uns versteckt, so waren auch die Schlafgähigen da und machten gerade vor dem großen Strauche, in dem ich mich befand, Halt. Darauf hielten die Kerls in ihrer heidnischen Sprache, die kein christlicher Christenmensch versteht, einen Kriegsrat ab. Ehe ich drei Vaterunser beten konnte, waren die gelben Teufel einig geworden. Neun Mann ritten in verschiedenen Richtungen davon, während sich der zehnte, offenbar der Befehlshaber, so dicht vor meinen Strauch hinsetzte, daß ich ihn fast mit den Händen greifen konnte. Verdammt, daß ich nicht einmal mein Bajonett zur Hand hatte, es wäre eine Kleinigkeit gewesen, dem Kerl mit einem Stich den Garau zu machen. Ich wage kaum zu atmen und beobachte neugierig den Feind. Wie sauber er doch ist, eine nagelneue Uniform, die Ärmel des Rockes reich mit Gold besetzt. Da greift der Japaner in die Tasche und zieht ein Stück Papier hervor und entfaltet es. Weiß der Kuduk, im Moment hatte er das Papier in ein Trinkgefäß verwandelt. Er stand auf, näherte sich dem Fluß, atmet tief auf und füllt seinen Papierbecher mit dem erquickenden Raß, um es gierig an seine Lippen zu führen. Ich sehe ihn zu und beneide ihn um den Genuß. Wie ich sehe, daß es ihm so sehr schmeckt, muß ich ihn nach guter christlicher Sitte ein „Zur Gesundheit!“ zuzufen. Gott der Herr, welche Folgen hatte mein Auf! Der Japaner zieht eine Pfeife aus der Tasche, läßt einen schrillen Pfiff ertönen und im Nu sprengen von allen Seiten seine Kameraden heran. Ich werde aus dem Strauch gezogen und sofort gefesselt. Während ich überlege, durch welche List ich mich freimachen könnte, ruft mir Dudakow vom Flußufer zu: „Iwan, du wirst dich doch diesen Kerls nicht ergeben? Diese Dummheit von dem Dudakow! Wenn er nicht sich selbst durch seinen dummen Zurschweigen verraten hätte, wär er nie von den Japanern bemerkt worden. So aber wurden sie auf ihn aufmerksam und nahmen auch ihn gefangen. Ja, wenn der Mensch keinen Verstand besitzt! Wer hieß ihn auch, sich in meine Angelegenheiten zu mengen. Wie wir beide nun von den Japanern fortgeführt werden, ruft uns Panas von dem Baumgipfel höhnisch zu: „Ihr Dummtöpfe, ihr Dummtöpfe, wenn ihr doch geschwiegen hättet!“ Weiß der Kuduk, während wir uns über den Hohn des Kameraden selbst zu Tode ärgerten, brachen die Japaner, die gelben Heiden, in ein teuflisches Gelächter aus und holten auch den Panas vom Baume herunter. Doch nicht lange erfreuten sich die Japaner an uns, denn schon am nächsten Tage gelang es uns zu entfliehen. So, genau so, verhält sich die Geschichte — schloß der biedere Kosak seine Erzählung. —

kh. Die Macht der Einbildung. Ein merkwürdiger Todesfall, der durch die Macht der Einbildung veranlaßt worden war, wurde in den letzten Tagen in der englischen Presse viel besprochen. Wie aus

Cincinnati berichtet wurde, trank dort ein junges Mädchen, das infolge von Krankheit melancholisch geworden war, wie sie glaubte, aus einer Flasche Karbolsäure. Trotzdem ihr sofort ärztliche Hilfe zuteil wurde, starb sie; aber die Sektion ergab keine Spuren von Gift, und man fand auch die Flasche mit Karbolsäure völlig unberührt. In Wirklichkeit hatte das Mädchen aus einer Flasche getrunken, deren Inhalt eine vollkommen harmlose Mischung war; aber die Einbildung, daß sie Karbolsäure getrunken habe, hatte sie getötet. Die Einbildung, Suggestion oder wie man es sonst nennen will, hat schon starke und gesunde Menschen getötet; sie hat Krankheiten verursacht oder beim Einnehmen von Medikamenten Wirkungen erzeugt, die das genaue Gegenteil der sonst beobachteten Wirkungen sind. Ein englischer Arzt stellt aus den Annalen der Medizin eine Anzahl höchst merkwürdiger Fälle dieser Art zusammen. Vor einem Jahr wurde in Douai der Fall eines jungen Artillerierekruten beobachtet, der fest davon überzeugt war, daß er sterben müsse, wenn er bade. Seine Kameraden lachten ihn aus, und ihm das Törichte seines Wahns zu beweisen, zogen sie ihm die Kleider ab und setzten ihn in ein Bad. Als sie ihn aber aus dem Wasser nahmen, war er tot; die Sektion ergab keinerlei organische Störung in seinem Körper. Daß die Einbildung eine Krankheit erzeugen kann, die schließlich zum Tode führt, zeigt der folgende Fall: In einem Gefängnis war eine Podenerkrankung vorgekommen. Diese Tatsache gelangte auch zur Kenntnis der Gefangenen. Einer von diesen, ein kräftiger, gesunder Mann, befand sich in einer Zelle, in der, wie er glaubte, ein an Poden erkrankter anderer Gefangener gestorben war. Das war aber nicht der Fall; trotzdem meldete er sich nach zwei Tagen krank, und bald zeigte er alle Symptome der Poden. Er war überzeugt, daß er sterben müßte, und er starb in der Tat. Die Immunität der Ärzte gegen Infektionskrankheiten erklärt sich zum großen Teil auch daher, daß sie sich niemals eine Krankheit einbilden, und auch die Patienten zerbrechen sich gewöhnlich nicht den Kopf, von welchem Krankheitsfall der Doktor eben kommt, und sie bleiben verschont. Auch junge Mediziner, die in Krankenhäusern arbeiten und von Fieberkranken oder ansiehenden Kranken in die Krankensäle zurückkehren, tragen keine Infektion mit sich, auch wenn sie weiter nichts getan haben, als sich die Hände zu waschen. Ebenso bekannt ist es andererseits, daß Studenten der Medizin in den ersten Semestern oft an der Krankheit leiden, die der Professor in seinen Vorlesungen gerade bespricht oder mit der der Student sich besonders beschäftigt. Auch viele Frauen haben gleich alle Symptome einer Krankheit, sowie eine Freundin erwähnt, daß sie an der betreffenden Krankheit leidet. Ebenso kann die Einbildung die Wirkung von Medikamenten in ihr Gegenteil verkehren. So erzählt der Arzt folgenden Fall aus der Praxis: Eines Tages kam eine einfache Frau zum Arzt, der ihr gegen ihre Schlaflosigkeit Opiumpillen verschrieb, ohne ihr zu sagen, worum er sie verschrieb. Die Frau, die noch nichts von Opium gehört hatte, ließ das Rezept in der Apotheke anfertigen, wo man ihr noch einschärft, daß sie vor dem Schlafengehen zwei Pillen nehmen müßte. Sie konnte aber nur Abführpillen, wie man sie in jeder Drogerie kaufen kann, und da nach ihrer Meinung alle Pillen nur die eine, ihr bekannte Wirkung haben konnten, wirkten die Opiumpillen auch stark in diesem Sinne, verschafften ihr aber keinen Schlaf. Von den vielen Fällen, die noch angeführt werden, sei zum Schluß ein etwas drastischer erwähnt. Ein Arzt gab hundert verschiedenen Personen gefärbtes Wasser. Als der letzte „die Medizin“ hinuntergeschluckt hatte, rief er plötzlich: „Im Gotteswillen, ich habe mich vergiffen. Sie haben alle ein starkes Brechmittel genommen.“ Nach wenigen Minuten stellte sich bei achtzig Patienten die unerwünschte Wirkung ein, und sie war doch nur eine Folge der Einbildung. —

Technisches.

— Die Herstellung feiner Drähte. Ueberblickt man die verschiedenen Abstufungen der Größe des Querschnittes von Drahtsorten, so findet man eine Scala von 12 Millimeter Dike an bis zu den dünnsten Platindrähten von 0,001 Millimeter. Da fast alle Metalle dehnbar sind, läßt sich dünner Draht aus den meisten Metallarten und Metalllegierungen herstellen, dünner allerdings nur aus wenigen. Vorwiegend finden zur Fabrication feinsten Drahtsorten Gold, Silber, Kupfer und Platin Verwendung. Der Weg dieser edlen Metalle geht nach und nach durch Öffnungen, die feiner als Nadelöhre sind. Anfangs werden sie in mehr oder weniger kantiger Form als Metallstäben im kalten Zustande durch Öffnungen gezogen und getrieben, die von kleinerem Querschnitt als dem eigenen sind. Eine Verdünnung und gleichzeitige Verlängerung ist die Folge der Prozedur; sie wird bei fast allen Metallen in übereinstimmender Weise angewandt. Die dünnen Edelmetallstücke haben vor den zum Ziehen bestimmten Eisen- und Stahlstäben den Vorzug, bequem auf Trommeln aufgewunden und zu beliebig langen Andern ausgezogen werden zu können. Erst die neueren Walzverfahren zur Herstellung sehr langer Rundstabe — bis gegen 100 Meter — ermöglichen es, auch eisernen Walzdraht wie Garnfäden auf Spinneln auszuwinden. Bemerkenswert ist, daß weiche, leicht dehnbare Metalle, wie Gold und Silber, auch Blei, Zinn und Zink schwerer auf genaues Maß zu ziehen sind als Eisen, Stahl und Messing. Beim Erhitzen hört nach dem Heraustreten aus dem Ziehloch die Zusammenpressung plötzlich auf, und die Elastizität des Metalles verursacht leicht eine Wiederausdehnung, so daß der Durchmesser um ein geringes größer wird als derjenige des Ziehloches. Ihrer größeren Festigkeit wegen können auch leichtere Metalle dem Zug besser ent-

sprechen. Nimmt man ausgeglühtes Schmiedeeisen als Norm für die größte Ziehbarkeit, so beträgt sie bei 14karätigem Golde etwa $\frac{1}{4}$, bei Platin und Silber nur etwa $\frac{1}{2}$. Gold und Silber haben den Vorteil, daß sie nicht ausgeglüht werden müssen, wie fast alle anderen Metalle, die zudem bei wiederholtem Glühen Neigung zum Hartwerden zeigen. Je feiner der Draht, um so zäher ist das Metall geworden; sehr feine Drähte brauchen daher auch nicht mehr gegläht, sondern nur erwärmt zu werden. In überraschendem Verhältnis steht manchmal die gewonnene Drahtmenge zu ihrem Gewicht. So wird der zu Stidereien verwendete, aus einem vergolbten — 45 Millimeter starken und 750 Millimeter langen — Silberstab hergestellte sogenannte Golddraht bis zu der ansehnlichen Länge von 650 Kilometer ausgereckt. Man hat Golddraht so dünn gezogen, daß ein Quantum von 30 Gramm eine Länge von 6000 Meter ergab. Derartige spinnwebartige Drahtsorten gehen zuerst durch durchlöcher Stahlplatten und sodann durch feine Poren von Edelsteinen. Belgische Diamant Schleifer besitzen besondere Fertigkeit in der Herstellung von außerordentlich feinen Ziehplättchen aus Rubinen und Saphiren, und nur mit Hilfe von Vergrößerungsgläsern sind die Kanälchen in ihnen wahrnehmbar. Meistens dient der hiermit gewonnene, fast unsichtbare goldene oder silberne Draht zur Bewicklung von feinen Seidenfäden für Stidereien. Man schlägt daher den Draht, sobald er durch die letzte Edelsteinpore gezogen ist, mittels besonderer Apparate ab, um ihn für die Umwicklung des Garnes besser verwenden zu können. Noch feiner sind aber Platinfäden, die zu Fadentrauben für astronomische und geodätische Instrumente Verwendung finden. Zur Bestimmung ihres Durchmessers besitzen wir noch kein genügend scharfes und empfindliches Meßinstrument. — („Technische Rundschau.“)

Humoristisches.

— Schlagfertig. Chef: „Was, Sie erlauben sich, schon wieder zu mir zu kommen? Ich habe Sie doch letztes hinausgeworfen?“
Reisender: „Bitte, ich reise jetzt in einem anderen Artikel!“ —
— Kindermund. Die Mutter fragt den Kleinen, bevor sie ihn in die Schule bringt: „Nun Ernst, wenn der Herr Direktor Dich fragt, wo Du geboren bist, was wirst Du dann sagen?“
„In der Schlafstube“, erwidert Klein-Ernst Schlagfertig. —
— Ein probates Mittel. Krause: „Hören Sie, Schulze, in aller Eile — was haben Sie neulich Ihrem kranken Hunde gegeben?“
Schulze: „Terpentinöl.“
Krause: „Danke! Adö!“
Krause (drei Tage später): „Na, Schulze, Sie haben mir aber einen guten Rat gegeben wegen meines kranken Hundes!“
Schulze: „Wieso?“
Krause: „Na, er ist an dem Terpentinöl gestorben.“
Schulze: „O, der meinige auch!“ — („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Der Schriftsteller Adalbert v. Hanstein ist in Hannover im Alter von 43 Jahren gestorben. Hanstein hat Dramen, Erzählungen, epische Gedichte geschrieben. Sein Buch „Das jüngste Deutschland“ hat ziemlich Aufsehen erregt. Zuletzt war er Privatdozent für deutsche Literatur an der technischen Hochschule in Hannover. —
— „Traumulus“ wird im Wiener Burgtheater mit einem „guten Schluß“ erscheinen. So will es der Direktor, und der Autor ist damit einverstanden. —
— Max Martersteig ist für das Kleine und das Neue Theater als Regisseur verpflichtet worden. —
— „Grüne Hoffnung“, ein neues Stück von Holger Drachmann, hat im Frederiksberg-Theater zu Kopenhagen gefallen. —
— Das Gorillaweibchen Puffi, das sieben Jahre im Breslauer Zoologischen Garten gepflegt wurde, ist eingegangen. —
— Die Verwaltung des Kongostaates hat vor längerer Zeit eine Anzahl Vriestauben zu Zuchtzwecken nach Afrika gesandt. Sie haben sich gut vermehrt und die Nachzucht wird jetzt trainiert. Man hofft, die entlegenen Stationen durch Vriestaubenverkehr untereinander verbinden zu können. —
— Der Rosenstock von Hildesheim. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus Hildesheim geschrieben: Das Alter des berühmten „tausendjährigen“ Rosenstocks am hiesigen Dome, welches der verstorbene Naturforscher Römer auf 300 Jahre angenommen hat, wird in einer kleinen Schrift von H. Vank auf 400 bis 500 Jahre berechnet. Im Jahre 1903 gab es acht Ausläufer des Rosenstockes. Die vier ältesten von 1863, 1877, 1884 und 1902 sind stark und gesund und ranken hoch hinauf. Ein kümmerliches Dasein fristen zwei schwache Schosse von 1893, hingegen sind die beiden letzten vom Jahre 1902 kräftig und frisch. Aus diesen neuen Schossen hat der Rosenstock, nachdem er Ende der neunziger Jahre von Schildläusen befreit worden war, jetzt jahraus, jahrein wieder Hunderte von Blüten getrieben. —